

Schreibmal
 der Saal- und Saalkreis-
 +
Bezugspreis
 monatl. 90 Pf. frei im Hause
 durch die Post abzugeben
 1,00 Mark ohne Nachschlag.
 +
Die neue Welt!
 (Anzeigenergebnisse)
 monatlich 10 Pfennig.
 +
Schriftleitung:
 Herr 40/44, Bernauerstr. 200
 Berlin-Wilmersdorf
 — 1. März 1913.

Sozialistische Welt

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Muerfurt, Delitzsch-Bitterfeld, Wittenberg-Schweinitz, Corgau-Liebenwerda, Sangerhausen-Eckartsberga und die Mansfelder Kreise.

Anzeigengebühr
 beträgt für die gewöhnliche
 Zeilenbreite ab dem 20. bis
 30. Pf., für ausserordentlich
 wichtige Anzeigen nach
 dem Tarif ab 75 Pf.
 +
Abzug
 für die 1000er Summe
 müssen gebührenfrei die
 ersten 1000 Anzeigen sein.
 +
Hauptverlag
 Herr 40/44, Bernauerstr. 200
 Berlin-Wilmersdorf
 — 1. März 1913

Ein preussischer Landrat.

Es handelt sich um kein gewöhnliches Exemplar dieser Zeitung, vielmehr ist es ein weicher Nabel unter den preussischen Landräten, denn dem wir unsere Leser heute unterbreiten wollen. Man trifft gewöhnlich alle Tage einen preussischen Landrat, der Sätze wie die folgenden schreibt und veröffentlicht:

„Es ist charakteristisch, daß in diesem Fall die Abgeordneten der sozialdemokratischen Partei getrieben und ärztlich behandelt haben, als die sogenannten bürgerlichen Parteien, und sogar als die Konservativen, die doch das Christentum so oft im Munde und, wie ich glaube, auch überwiegend im Herzen führen.“

Oder der es auszusprechen magt, daß zahlreiche Mitglieder der konservativen Partei

„lebhaft aus dem Grunde für die Polenseize stimmen, weil sie ungenügend gegen Vorlagen der Regierung auftraten“, was aber verwerflich sei,

„weil die Abgeordneten dazu da sind, in den Parlamenten die Vorlagen der Minister zu prüfen und ihre Meinungen zu betreten, nicht denselben lebhaft aus dem Grunde, so möglich gegen ihre Ueberzeugung, auszusprechen.“

Überdies, dieser Beamter ist der Herr, der so etwas zu schreiben magt, selbstverständlich in Preußen nicht mehr. Die angeführten Sätze — und noch viele ähnliche — finden sich in einer Broschüre über Die Mißerfolge in der Polenpolitik von Baron Carl Puttkamer, ehemals Landrat im Kreise Magdeburg. Wie würde es ihm auch ergehen, wenn er heute noch Landrat wäre, ja wenn er überhaupt in irgend einer Form von „oben“ abhängig sein sollte. Daß er erst nach seinem Ausscheiden aus dem Amt es wagen darf, seine Meinung ungeschönt zu sagen, das ist — erst recht. Aber darum kann man immerhin anerkennen, daß er während seiner Amtszeit sich so viel unbefangenen Blick bewahrt hat, wie nötig war, um ein so richtiges Urteil über die preussische Polenpolitik zu gewinnen, ein Urteil, das in die Worte ausfließt: „Fort mit der Anhebelung, die nur unnütze Kosten macht; fort mit allen Ausnahmeseiten infolge der Sprachengehörigkeit, und fort mit der Unterdrückung von Staatsbürgern, die sich nicht gegen die Gesetze haben aufzuheben können.“ Und auch daß ihm sein Pflichtgefühl bringt, diese seine Ueberzeugung zum Besten des Vaterlandes in die Welt hinauszuschleppen, statt daß er sich in Mißbilligung bequem macht nach dem Rezept: was mich nicht brennt, das habe ich nicht — sollte zwar für einen gewissenhaften Menschen selbstverständlich sein, ist ihm aber, wie die Dinge nun einmal heute bei uns liegen, hoch anzurechnen.

Alles in allem wird man also sagen dürfen: dieser ehemalige Landrat ist doch vortrefflich von seiner eigenen Art; er besitzt eine Unbefangtheit, er besitzt einen Mut, er besitzt Kenntnisse, die ihn über den Chorus seiner ehemaligen Amtsgenossen emporheben.

Gerade deswegen aber gestattet seine Broschüre einen wichtigen Rückschluß auf das Durchschnittsniveau der preussischen Landräte. Es ist nämlich geradezu erstaunlich, was dieser hervorragende Landrat alles nicht weiß; es ist erstaunlich, wie traus seine Gedanken über gar mannde Fragen sind, über die ein politischer Beamter vor allen anderen Weisheit wissen müßte. Und dennoch hat es gerade, um Landrat zu werden und sogar noch die übrigen Landräte um Haupteslänge zu übertragen.

Ein paar Beispiele. Auf Seite 2 lesen wir, daß bei einer Landratschaft im Kleinen, wenn es sich nicht um Fortien handelt, im allgemeinen mehr herauskommt, als bei einer Wirtschaft von großen Stößen aus. Das müßte naturgemäß mit der Zeit zur Verallgemeinerung der größten Güter führen. Diese haben aber auch ihre großen Nachteile.

„weil dadurch die Bodenpreise und infolge davon auch die Preise der Lebensmittel gesteigert werden, viel mehr wie durch die Höhe.“

Die Frage, ob in der Landratschaft der Groß- oder der Kleinbetrieb produktiver sei, wird bekanntlich viel umstritten, und wir wollen sie hier unerörtert lassen. Der Baron sieht den Kleinbetrieb als produktiver an. Aber die Schlussfolgerung, die er daraus zieht, ist einfach lächerlich. Wenn nämlich der Kleinbetrieb wirklich produktiver ist, dann müssen — nach der Erfahrung von Vorkriegszeiten — da, wo er eintritt, die Produkte billiger werden. Der Herr Baron dagegen, mit der Unberühmtheit einer finstlichen Natur, hält es für selbstverständlich, daß wegen der größeren Produktivität des Kleinbetriebes dieser die Lebensmittelpreise steigert! In Wirklichkeit liegt die Sache natürlich so: entweder bringen die Preise wegen der Verallgemeinerung, dann ist der Kleinbetrieb eben unproduktiver; oder aber es sind andere Gründe, welche die Preise der Lebensmittel in die Höhe treiben. Allerdings, wer die Sache nicht gründlich durchgearbeitet hat, kann sich da kaum unterscheiden. Denn die beiden Zusammenhänge sind sich gegenseitig: steigende Produktivität der Landwirtschaft und trotzdem steigende Preise ihrer Produkte. Wie sich das erklärt, das erkennt man schnell, wenn man weiß, daß bis zum Jahre 1906 die Preise der Landesprodukte wirklich, entsprechend der steigenden Produktivität, gesunken und erst von 1906 an gestiegen sind; am 1. März 1908 aber traten die Handelsverträge nach dem exorbitanten Zolltarif von 1903 in Kraft. Wir hatten eigentlich gedacht, ein preussischer Landrat sollte das wissen.

An einer anderen Stelle behauptet der Herr Baron, daß in Preußen „eigentlich nur die großstädtische Bevölkerung reich ist“. Darin liegt ja ein wichtiges Zugeständnis für die Zustände am dem Lande; der Baron redet die reichen Agrarier offenbar nicht zur „Bevölkerung“. Und sie sind ja in der Tat nur eine Handvoll Personen, die große Masse auf dem Lande ist bettelarm. Aber wie sieht's mit dem „Reichtum“ der Großstädter? Nach dem statistischen Jahrbuch für 1912 lebten voriges Jahr in den Städten insgesamt rund 19.800.000 Personen. Davon waren etwa 7.800.000, wegen zu geringen Einkommens (unter 900 Mk.) von der Staatssteuer befreit! Rechnet man die Angehörigen ab, so blieben nur 4.460.000 Personen übrig, die zur Einkommensteuer veranlagt wurden. Davon hatten 2.870.000 Personen unter 3000 Mk. Einkommen, und nur 590.000 Personen darüber. Und da will man uns erzählen, daß die großstädtische Bevölkerung „reich“ sei! Die wichtigsten Ergebnisse der amtlichen preussischen Statistik sollten einem preussischen Landrat eigentlich geläufig sein, hätten wir gedacht.

Aber noch eine, ähnlich naive Bemerkung des Herrn Puttkamer sei angeführt. Auf Seite 10 spricht er davon, daß die plätschernde Steigerung der Lebensmittel der Hauptgrund der Unzufriedenheit im Volke und des stetigen Anwachsens der sozialdemokratischen Partei ist.

„die mit der heutigen Regierung so unzufrieden ist, daß sie, von agitatorischen Führern angezogen, einen Sturz der monarchischen Regierung anstrebt, in dem sie eine republikanische Regierung bessere Verhältnisse erhofft.“

So unterrichtet zeigt sich der ehemalige Landrat über die sozialdemokratische Partei! Das ist die Vorstellung, die er von ihr hat! Da nun einmal die Landräte in Preußen in so weitem Umfange zur Verwässerung der Sozialdemokratie verwendet werden, sollte es da nicht angebracht erscheinen, daß sie sich erst eine wenigstens einigermaßen zutreffende Kenntnis von ihr verschaffen?

Fünf Jahre.

(Aus dem Vorwärts.)

„Woher das Auge sah in Deutschland, wohin der Blick fiel in deutschen Zeitungen — überall las, sah, hörte man von Feinden, Veranlassung von Feinden, Befürchtung von Feinden. Ist es erhört? Was feiern diese Verwurkungen? Während die Lage des Landes so ist, daß man in Sad und Miße gehen sollte, feiern sie Feste!“

Dieses Jörnnoort Vorkalles drängt sich wieder auf unsere Lippen. Fürchten denn die Allzulauten nicht die Erinnerung? 100 Jahre sind es, seitdem das deutsche Volk sich mit seinem Haupte die nationale Selbstständigkeit errang, 100 Jahre aber auch, seitdem der Wortbruch der Fürsten — Preußen in Deutschland genannt — die Sieger über den fremden Eroberer um die Freiheit im eigenen Lande betrog. Meinen die Fürsten vielleicht ein Anrecht auf Nachsicht zu haben? Sind die Fürsten seitdem in die Höhe gegangen, sind sie Förderer deutscher Freiheit geworden, daß sie so in den Vordergrund sich zu drängen streben, wenn es um Dinge der Freiheit geht?

Vom dem Drude des Korien befreit, hatten sie Deutschlands Volk in schändlicher Anschickung als je zurück geföhrt. So widerwillig und zögernd ist 1813, von ihren „Untertanen“ getrieben, in den Krieg gegangen waren, so stürmisch enthusiastisch, so glühend leidenschaftlich haben sie den Kampf gegen die Freiheit als ihre eigene Sache geführt, der österreichische Gabsburger, der in dem „schwarzen Kabinett“ allerhöchst eigenhändig die Friehe erbrach, nicht minder, wie der Hohenzoller.

Wieder erst mußte Bürger- und Arbeiterblut fließen, mußten die Schiffe von den Barken in die Mägen an das Verfassungsvorhaben in nicht mehr zu übersehender Weise an das Ohr der Herrscher tragen, bis die Fürsten ihr Wort einließen, bis der „Gekrönte“ den Leiden der Freiheitskämpfer mit dem Hute in der Hand die schändliche Abwertung erwies, der Staatsstreichs in der Stadt eintrat.

Und wieder war es Lug und Trug. Wenige Monate nur hatte Preußen eine wirkliche Verfassung. Kaum zeigte sich die innere Schwäche der deutschen Revolution, kaum erwies sich das Bürgertum — ängstlich zitternd vor dem Proletariat, das eine Schicksal geschlagen hatte — zu feig und zu schwach, um rückwärts den Sieg über die Fürstentümel bis zum republikanischen Ende zu verfolgen und damit allein zu sichern, als auch schon die Reaktion auf neue Not sagte. Gewaltsam wurde das gleiche Wahlrecht beseitigt, vom preussischen König das Dreiklassenwahlrecht strazigiert und jene Verfassung geschaffen, die seitdem, wenn auch keinen Zug zu Recht, so doch nur allzu wirksam in Kraft steht.

Wieses hat sich seitdem geändert. In neuen Kriegen wurde das deutsche Volk — unfähig, auf revolutionärem Wege Einheit und Freiheit zu erringen — das Reich mit der preussischen Spitze erkämpft. Das gleiche Wahlrecht zum Reichstag wurde das Land, das die einzelnen Teile unauflöslich zusammenhielt. Aber als die Arbeiter die geringe, so schwer und so spät errungene Bewegungsfreiheit auszunützen sich anschickten, da wurde es wieder offenbar, welche Achtung und Schätzung sich Volk und Reich bei den Herrschenden erkaufen: das Sozialistengesetz stürzte die Massen, die auf den Schicksalserben ihre Blut vergossen hatten, auf neue in Anschickung und Verfolgung.

Vorher: Die Zeit deutlicher Unterdrückung wurde überwunden, nicht zuletzt dank dem gleichen Wahlrecht, das zu

rauben trotz heißer Wünsche nicht mehr möglich war. Aber auf dem Wege, der zur Freiheit führt, ist der preussische Sperrfort errichtet. Wegen seine Wälle muß sich der Ansturm richten. Fünf Jahre sind es her; der preussische Wahlrechtskampf hatte seine erste Etappe hinter sich, da verlas Wilhelm II. am 30. Oktober 1908 jene Thronrede, in der er die Wahlreform verbot.

Mit dem Erlaß der Verfassung ist die Nation in die Mitarbeit auch an den Geschäften des Staates eingetretet. Es ist ein Wille, daß die auf ihrer Grundanlage erlassenen Vorschriften über das Wahlrecht zum Anse der Abgeordneten eine organische Fortentwicklung erfahren, welche der wirtschaftlichen Entwicklung, der Ausbreitung der Bildung und des politischen Bewusstseins (sowie der Erneuerung staatlichen Verantwortlichkeitsbewußtseins) entspricht. Ich erlaube darin eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart. Ihre Bedeutung für das gesamte Staatsleben erfordert umfassende Vorbereitungen, die von meiner Regierung mit allem Nachdruck betrieben werden.

Fünf Jahre ist es her, daß dieses feierliche Verprechen den Entschritten, den über ihre Schmach Empörten unter dem Drude einer zornigen Volksbewegung gegeben wurde. Was ist zur Erfüllung geschehen?

Fünf Jahre und die wichtigste Aufgabe ist unerledigt; fünf Jahre und die Regierung macht noch immer keine Anhalten zur Erfüllung des Verprechens. Mit Spott und Hohn haben die Herrscher im Dreiklassenhaufe die Wahlrechtsfrage behandelt — und die Regierung hat Spott und Hohn demütig quittiert und den Wunsch der Dreiklassenmänner respektvoll als Befehl entgegengenommen. Als würdigen Abschluß der Nachbittereier können wir gleich die fünfjährige des neuen, uneingelösten Königswortes anschließen. Es handelt sich ja auch nur um Volksworte. Ginge es um eine Militärreform, die Regierung könnte auch anders. Der Reichstag wäre längst aufgelöst, die Wahlen mit allem Nachdruck betrieben. Der Reichstag ist ja nur eine Art Volksvertretung; das Dreiklassenparlament aber, wenn es auch jeder Reichsgrundlage entbehrt, ist die Vertretung des Junkertums, der Bürokratie, des Großkapitals! Was gilt da ein Königswort?

Es gilt nichts. Und in den fünf Jahren scheint sich ja der, der es gegeben hat, und seine Regierung mit dieser Behandlung abgeben zu haben. Hat sich auch das preussische Volk damit abgefunden? Die Geschichte lehrt es und das Jahr 1913 prägt es wieder brennend ins Gedächtnis, was Fürstentümeln bedeuten, wenn es um Volksrechte geht. Nur eigene Kraft schafft der Freiheit die Wege. Will und wird Preußen entredete Volksworte diese Einigkeit in wirkende Tat verwandeln, wird es seine große Kraft an das große Ziel der Demokratisierung Deutschlands setzen? Dann brauchen wir in wieder fünf Jahren nicht abermals dieses traurige Jubiläum zu begehen.

Politische Uebersicht.

Halle (Saale), 21. Oktober 1913.

Hohenzollernsche Familiengeschichten.

Das deutsche Volk steht politisch noch im tiefsten Mittelalter, denn die Familiengeschichten seiner braunschweigischen Fürsten sind seine wichtigsten — politischen Angelegenheiten. Wie die Fürsten mit- und untereinander reden und leben, das sind nicht Privatfachen, sondern Staatsfachen, da ja der Staat (das Volk) das Privateigentum der Fürsten ist. Wenn man für diese beschämende Tatsache noch einen Beweis brauchte, so hat ihn das Durcheinander der sogenannten Welfenfrage erneut erbracht. Die gesamte bürgerliche Presse kennt schon seit vielen Wochen seine wichtigere politische Angelegenheit als die Hohenzollernsche Hauspolitik. Freilich ist die Sache heute wichtig, aber das ist ja gerade das Beschämende. Dagegen aber lehnt sich kein bürgerliches Blatt auf, sondern man schweigt geradezu in Unterdankemut. Daß dem braunschweigischen Volke durch Seirat ein junges Herrchen als Fürst jubiliert wird, ohne das Volk auch nur im mindesten zu fragen, das halten die deutschen Patrioten als die selbstverständliche Sache von der Welt. Mehr noch: so ja sind sie auf solche „monarchische Gewalt“.

Nun aber geht es aus vielerlei Gründen mit der Thronverheiratung doch nicht so leicht, denn man hat sich Wägen gegeben, die offenkundig sind. Der braunschweigische Thronanwärter hat kein klares Verprechen gegeben, daß er als Welfenproph auf Hannover verziehe, sondern hat nur eine Erklärung geschrieben, die nur scheinbar ein Verzicht ist in Wirklichkeit aber alles in Unklarheit hält. Das hat zwar Wilhelm II. genügt, nicht aber seinem ältesten Sohne, so man Kronprinz heißt. Beflagter Sohn schrieb an den Reichstangler ein Brieflein, in dem er verlangte, sein Schwager müsse unbedingt einen klaren Verzicht auf Hannover ausprechen, sonst dürfe er das Thronlein nicht erkrömen. Dieser Brief wurde in die Hände der Presse gespielt — und nun brach der Zeitungsjournalist los.

Wie die Bergleute sterben.

Das furchtbare Schachtagunglück auf Grube Universal in Südwestfalen ist die Augen der Welt auf die Gefahren der Bergarbeit. In Wahrheit stellen die großen Massenunfälle im Bergbau die Größe der Gesamtarbeit nur eine geringe Rolle. Die Arbeit der Bergleute ist noch weit gefährlicher und die Zahl ihrer Toten viel größer, als dem Fernsehenden scheinen will, der nur die großen Katastrophen als Maßstab benutzte.

Das nun Bekannte, und doch Verfallene ist für so. In Deutschland sind im Jahre 1912 12.613 tödliche Unfälle vorgefallen. Davon sind 187 bei den Massenunfällen auf Gruben, Auenbach, Oberhausen und Lütkeberggrube ums Leben gekommen. Die anderen 12.426 fielen Einzelunfällen zum Opfer — durchschnittlich kamen jeden Tages 34 Bergleute ein oder mehrere Todes. Hier einer, der zwei oder drei. Das gibt ein großes Aufsehen, nur die Unfallblätter des Reviers berichten in zwei, drei Zeilen, das wieder einer in der Grube erschlagen, zerstückelt oder zertritten wurde. Und auch das nicht immer — oft erfährt es weiter niemand als die Kameraden, die den verunglückten Körper zum Aufheben und die Angehörigen, denen der Ernährer genommen wurde.

Auf welche Weise die Bergarbeiter ums Leben kommen, gibt die Unfallstatistik an. „Stein- und Rollenfall“ ist die häufigste Unfallursache. In Wahrheit ist die Gefahr bei der Förderung, bei der Sprengarbeit und am letzten Stille Explosionen und geringe Gefahr. Viel heftiger als die trodene amtliche Statistik, die Unfallursachen listet und die Verste der Grubenreviere mit ihren kurzen lakonischen Nachrichten einen Bild zum Leben in die furchtbare Wirklichkeit des Bergmannes. Man sieht sich nur das nachteilige Register von Unfallsmeldungen an! Es umfaßt nur die paar Tage von 6 bis 14. Oktober, denn, aber trotz seiner Unvollständigkeit als Stichprobe dafür gelten, wie die Bergleute sterben.

Jede Rheinbahn: Sauer Strauß auf dem Brennsberge von einem Holzwagen getötet.

Jede Waldur: Durch Steinfall ein Mann getötet, zwei Mann schwer verletzt.

Gewerkschaft Böhmen: Zwei Mann 60 Meter tief in den Schacht gestürzt, beide tot.

Wesche: Rudolf, Wolfweiler: Vier Mann von einem fallenden Seil erlöschten.

Jede Oberfeld: Sauer Perst durch Steinfall getötet.

Dietsch: Bergmann Köhler vom Fördererboe totgeschlagen.

Jede Konstantin: Schacht 10: Schachthauer Oberwein beim Absteigen durch Steinfall erschlagen.

Jede Eintracht Tiefbau: Bergmann Amfonge von zwei Holzwagen erdrückt.

Jede Matias Stinnes 84: Dem Schachtanführer kappmann vom Fördererboe ein Bein weggerissen.

Mönigsgrube: Bergmann Zeisack zwischen einem Steinwagen und einem Stempel erdrückt.

Jede Bruchfrage: Peter Peried vom Fördererboe totgeschlagen.

Jede Schamrod: Pferdetreiber Borowski beim Kuppeln der Fördererboe von einem Holzwagen erdrückt.

Grube Schmitt: Einem Steiger vom Fördererboe Kopf und Arm abgerissen.

Jede Gluckauf: Zwei Mann durch Steinfall verunglückt, einer davon getötet.

Wiedigsgrube Oelsing: Sauer Erler zwischen Wagen und Stempel dem Kopf zerdrückt.

Jede Fröhliche Morgenröte: Ein Mann durch Steinfall getötet.

Jede Kurba: Otto Sinnid vom Fördererboe dem Kopf zerdrückt.

So geht's Woche für Woche, ein Jahr ums andere. Seit die Knappschichtberufsgenossenschaft besteht, also seit 1886, sind 81.786 deutsche Bergleute bei der Arbeit getötet worden. Knapp eine Schlagwetterexplosion wieder einmal einen ganzen Knapp hinweg, so daß sich die Densität nicht dem Fall befaßt, dann wird von den Unternehmern dreißig jedesmal das blinde Schicksal für die Schuld heftiger gemacht, wenn sie nicht vorgiebt, die Unvorsichtigkeit der Arbeiter als Schuld zu bezeichnen. Zum Teil gelingt ihr das auch nach außen hin, denn die Wächterämter sind tot und die amtliche Untersuchung findet keine schuldhaften Verhältnisse der Grubenbetriebe. Die Gruben sind mit einem Schrein von Macht behaftet werden, daß unglückliche Zufälle die Verantwortung der Schlagwetter und ihre Entzündung herbeiführt hätten. Wahr ist es trotzdem nicht, oder wenigstens nicht immer. Würde der Bergbau betrieben nach den Grundgesetzen einer vernünftigen Wirtschaftsweise und unter Einwirkung aller möglichen Fortschrittsregeln, dann würde sicher manche Explosion vermieden werden. Weil aber der Bergbau vom Grundkapital in trügerischer Ausbeutung betrieben wird, deshalb wird für so viele Arbeiter die Grube zur Totengruft. Mit niedrigen Gehältern werden sie zu äußerster Anspannung ihrer Leistungsfähigkeit getrieben, worunter natürlich die Achtmacht und Verfall leiden muß.

Während es bei jeder nachzuweisen, als bei den alljährlichen Einzelunfällen, so solche ohne angeführt sind. Bei keinem dieser Fälle kann von einem unabweisbaren Schicksal oder vom blinden Zufall die Rede sein. Die fünf Menschen, die vom Fördererboe verstümmelt und getötet wurden, könnten noch leben, wenn nicht ganz allgemein eine so tolle Gier bei der Förderung eingetrigen wäre. Der Fördererboe soll keine überflüssige Menge stützen. Darauf ist alles eingerichtet, die Bedienungsmannschaft, die Anführer, und die Maschinen. Ein Griff um eine halbe Sekunde zu spät, oder das Signal eine halbe Sekunde zu früh, und schon kann ein Mannes Kopf und Arm von dem sauberen Brode weggerissen sein.

Von den oben angeführten 20 Fällen der letzten Tage wurden fünf vom Wagen erdrückt und erdrückt. Auch dies ist eine Folge der wilden Gier, die bei der Förderung in der Grube waltet. Die vorgeschriebene Wagenszahl soll hinaus, der Betriebsführer verlangt das von den Leitern, diese treiben die Arbeiter und untereinander die sich gegenseitig an. Ein Teil von ihnen hat's zu vergehen, indem ihnen von den tollenden Wagenführer Kopf und Glieder normal werden. Zufall nur ist's, wenn es heute badt, oder wer später daran kommt, ein Zufall jedoch, der in dem heutigen Tagen des modernen Grubenbetriebes keine reale Ursache hat und der sich mit unheimlicher Regelmäßigkeit jeden Tag seine Blenden öffnet.

In diesen Tagen hat die Unternehmensehretriebe wieder die Mittel überfragen für die toten Knappen von Gardiff. Welche sie lieber sorgen helfen, daß im deutschen Bergbau der Wutstrom

(schwächer fließt. Aber davon will sie nichts wissen, daß die Ursachen abgestellt werden; alle dahingehenden Forderungen der Bergarbeiter werden von ihr mit großer Beharrlichkeit bekämpft.

Run Schluß mit Jena!

Die vom Genossen Dreßcher begonnene Zeitungsaußenbesprechungen über die Jenaer Kartellangelegenheiten scheinen nicht sterben zu können, denn nun fordert auch Gen. Thiele die Aufnahme einer Einigung, die nichts zur Sache sagt, dafür aber den Genossen Albrecht persönlich zu Antworten herausfordert. Damit ist nun glücklicherweise, daß die tatsächliche Debatte auf das persönliche Gebiet übergriffen. Um aber endlich zum Schluß zu kommen, haben wir den Genossen A. sofort um seine geforderte Antwort ersucht, um beides — Frage und Antwort — in gleicher Nummer bringen zu können. Das ist untenstehend der Fall. Wir selbst müssen jedoch erklären, daß wir weitere Einigungen nicht mehr aufnehmen werden, denn es kann nicht die Aufgabe des Kampforgans der Arbeiterklasse sein, den Streit über vergangene Dinge ins Unendliche fortzuführen. Wir haben schon neulich erklärt, daß über das Ergebnis der ganzen Streiterei bei keinem der Wortführer Meinungsverschiedenheiten bestehen, denn das Ergebnis ist: nur sein, daß wir jetzt wieder jeder an seinem Orte und an seiner Stelle den Militarismus und die Politik der indirekten Steuern mit aller Kraft bekämpfen. Nicht mehr nach rückwärts streiten, sondern nach vorwärts kämpfen. In dieser vollkommenen Einmütigkeit muß jetzt die Debatte in der Zeitung endlich geschlossen werden.

Die Einigung des Genossen Thiele lautet:

Ein Satz im Artikel des Gen. Albrecht zur Dedungsfrage läßt mich die Abneigung überwinden, ich gegen ein Eingreifen in den örtlichen Zeitungsstreit über die Jenaer Beschlüsse hegte und hege. Albrecht schreibt wörtlich: „Es handelt sich bei der Widerbeit hauptsächlich darum, die Meinheiten unserer Kartellverbände zu erhalten.“

Es ist doch wirklich ein kaum noch erträglich harter Laub, wenn ein einzelner Kartellgenosse sich allein über für eine ihm gleichgültige Widerbeit zu etwas schreibt, nachdem Reichstagsfraktion und Partei mit großen Mehrheiten sich für eine Stellungnahme entschieden haben, die dem Albrechtigen Standpunkte entgegensteht. Denn nunmehr besteht es sich nicht mehr und nichts weniger als: Fraktion und Partei haben die Meinheiten der Widerbeit über die Partei und Wände verlegt.

Es ist nun auch nicht sonderlich erschütternd, wenn einzelne Kartellgenossen den Glauben an sich selbst und an ihre tiefere Einsicht so hoch gehalten haben, daß sie sich allein für die Gegner der Grundsatzrichtigkeit halten, so dürfen sie doch uns, die wir ebenfalls von des Gehaltens Wände angezogen sind, nicht verargen, wenn wir von der Reue der Einsicht befallen werden und die grundsätzliche reinen Logikfragen fragen, woher sie kamen der Fahrt und wie ihr Name und Art. Unter Verzicht auf eine Auseinandersetzung über die materielle Seite der Dedungsstrategie begnüge ich mich deshalb, den Genossen Albrecht um kurze Beantwortung folgender zwei Fragen zu bitten:

1. In den vorläufigen Wahlergebnissen und bis in den diesjährigen Reichstagsparlament hinein haben wir alle ganz nachdrücklich hervorgehoben, daß unsere Fraktion für den Fall der Annahme der Seeresvermehrung entschieden dafür eintreten würde, daß dann wenigstens die Hälfte von den Bescheidenden getragene werden müßten. Hat Gen. Albrecht bereits damals auch nur in einer einzigen seiner Versammlungen offen heraus erklärt, er werde gegen die Dedungsweise stimmen, auch wenn die Regierung die vollendete Erbschaft, Vermögens- oder Einkommensteuer vorlege, denn für den Militarismus heimliche er nicht nur seinen Mann sondern auch seinen Großvater?

2. Vor der Werner Verhandlungskongressen wurde in einer Sitzung unter Reichstagsfraktion der Entwurf für das später beschlossene deutsch-französische Manifest vorgelesen und zur Beschlußfassung gebracht. Gen. Albrecht erinnert sich, daß der Entwurf ein Ausdrucksstück war, in dem die Militarisierung des Entwurfs in der Fraktionsführung ziemlich lebhaft diskutiert worden ist. Der Entwurf enthielt u. a. den Satz, die sozialdemokratischen Fraktionen beider Länder würden, falls es hüten und drüben nicht gelingen sollte, die Seeresvermehrung abzuwehren, mit aller Kraft dafür sorgen, daß dann die neue Welt in der Welt nicht zu einem Weltkrieg werden würde. Warum ist damals Gen. Albrecht nicht aufgestanden und hat erklärt, der Passus müsse getilgt werden, da unsere Grundsatzrichtigkeit die Ablehnung jeder Dedungsform, wie immer sie auch geartet sein möge, fordere?

Offenlich hat Gen. Albrecht mit der Fraktionsmehrheit auch mich der mangelnden Grundsatzrichtigkeit durch Zustimmung zu den Beschlüssen begünstigt. Offentlich mag er darum auch die beiden ihm vorgelegten Fragen kurz und bündig beantworten.

Die Antwort des Genossen Albrecht lautet:

Auf die einleitenden Sätze des Gen. Th. hätte ich manches zu erwidern; aber ich begnüge mich mit folgendem:

1. Gewiß stehe auch ich auf dem Standpunkte, daß die Kosten für den heutigen Militarismus von den bestehenden Mitteln getragen werden sollen, da in der Militarisierung eine Einrichtung und eine Doppelarbeit der bestehenden Klassen ist. Der Gen. Th. vermag aber hierbei zu sagen, daß bei der Dedung der letzten Weltvorklage das nicht erreicht worden ist, sondern daß es sich um die einmaligen Mehrbeiträgen nur ein kleinerer Teil der Kosten von den bestehenden Mitteln getragen werden soll. Ich weiß, daß es zu gut ist, daß die Regierung von vornherein erklärt, daß die laufenden Kosten der Weltvorklage zum Teil aus den steigenden Erträgen der Rulle und Verbrauchsabgaben, ferner aus der Auzudierung der Zuersteuer und schließlich aus der Auzudierung der Zuersteuer und Einkommensteuer neuer, auf den Beschäftigten der Erwerbsleistung zu erheben, sollen die Kosten tragen, ist nicht erfüllt worden, daher der Widerstand der Widerbeit. Hierbei will ich dem Gen. Th. noch bemerken, daß ich in meinen Verjam-

lungen stets erklärt habe und auch wieder erklären werde, daß ich auch bei der vollendeten Erbschafts-, Einkommen- und Vermögenssteuer nie bereit sein werde, Mittel für den heutigen Militarismus zu beschaffen, daß ich aber bereit bin Mittel für die Landesverteidigung zu beschaffen (sobald alle Rulle und Verbrauchsabgaben, die die große Masse der besitzlosen Proletarier belasten, beseitigt und ein demokratisches Wahlrecht eingeführt ist).

Damit ist auch die zweite Frage zum Teil beantwortet. Auch hierbei komme ich nicht im geringsten in Verlegenheit. Wir haben unter Verstreichen, was wir in den betreffenden Manifesten gaben: „mit aller Kraft dafür zu sorgen, daß die Kosten von den Weisenden getragen werden sollten“, gehalten. Es ist uns aber doch nicht gelungen, das zu erreichen. Aber auch hier verantwortigt der Gen. Th., daß außer mir ein ganzer Teil der sozialdemokratischen Genossen in der Fraktion bei der entscheidenden Abstimmung über die Dedungsfrage sich mit aller ihnen zu Gebote stehenden Kraft dagegen gewendet haben, daß die Fraktion für die Dedungsfrage stimme, obwohl auch sie das Manifest unterzeichnet hatten. Am wenigsten hält es der Gen. Th. für kaum erträglichen starken Laub, daß es ein Kartellgenosse für sich allein oder für eine gleichgültige Widerbeit mag, seine Meinung auszusprechen, obwohl die Fraktion und der Parteiart entgegensteht. Ich formuliere erstens: daß Gen. Th. erst neulich in der Reichstagsbesprechung erklärt hat, daß auch für ihn die Kartellangelegenheiten kein Einzelkamm sind, sondern daß sie der Kritik der Genossen unterliegen. Zweitens: daß Gen. Th. früher gar nicht so empfindlich war, a. B. bei der Budgetermittlungsfrage, wo mehrere Kartellgenossen mit großen Mehrheiten ihre Stellungnahme bekundet hatten und trotzdem einzelne Genossen für sich allein oder für eine gleichgültige Widerbeit Stellung zu nehmen nahmen.

Ja, Bauer, das ist auch was anderes! A. Albrecht.

Gewerkschaftliches.

Der Bundesstag der technisch-industriellen Beamten fand am Sonnabend und Sonntag in Berlin statt. Die Verhandlungen waren fast ganz im Gegensatz zu der ursprünglich in Aussicht genommenen reichhaltigen Tagesordnung, dem Halle Libemann am genöht. Es handelt sich dabei um die Entlassung des früheren ersten Geschäftsführers des Bundes, Herrn Libemann, die nach den Angaben der Jenaer Partei wegen der autoritären Geschäftsführung Libemanns, nach der anderen Partei wegen einer Art Fallbestrafung der Hilfssekretäre erfolgt sein soll. In den Verhandlungen wurde die Frage des Stabes technischer Erfindungen der industriellen Angestellten einbezogen. Hierbei referierte Diplomingenieur Aortenbach. Es fand auch eine lebhafte Debatte über die von der Reichsregierung veröffentlichten Vorentwürfe zu den neuen Patentgesetzen statt. Allgemein wurde gesagt, daß diese Entwürfe zwar die grundsätzlichen Forderungen der Angestellten nicht einmündigsten gewesen sind, aber doch einen gewissen Fortschritt für die Entlastung maßgebend gewesen sein müßten. In der zweiten Resolution wird das Vorgehen der Hilfssekretäre mißbilligt und bedeutet, daß sie ihr berechtigtes Streben auf Verbesserung ihrer Lage durch persönliche Momente haben in falsche Bahnen leiten lassen. Schließlich wurde mit einer Stimme Mehrheit der Antrag, dem Vorstand ein Mißtrauensvotum im Falle Libemann auszustellen, abgelehnt. — Alle anderen Punkte der Tagesordnung müßten abgelehnt werden.

Ein unfreiwilliges christliches Geständnis.

Unter dieser Überschrift wird dem Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften von Berlin ein Briefwechsel freundschaftlich ein fataler Fehler unter die Nase gehalten, der dem christlichen Organ bei der Wochenschrift an der Leitung des christlichen Arbeiterverbandes unterlaufen ist. Das christliche Blatt hatte in seiner Nr. 2 geschrieben: „Der frühere Beamte des Zentralverbandes christlicher Arbeiter Deutschlands, Wilhelm Höflich, ist von dessen Vorstand entlassen worden. Von Rechts wegen! Uns ist von den mehr als 300 Beamten der christlichen Gewerkschaftsbewegung letzter Besant, der an Fallbeil, Unfähigkeit, positive organisatorische Unfähigkeit, sowie an persönlichen unympathischen Eigenschaften an Höflich heranzieht.“ — Darob der Verfasser meint: „Da muß ja das Zentrumslblatt noch eine ganze Reihe von christlichen Beamten nennen, die zwar „an Fallbeil und Unfähigkeit, sowie an persönlichen unympathischen Eigenschaften an Höflich heranzieht“, aber doch über ein hübsches Päckchen der genannten Vorgänge verfügen. Uns will auch dünken, als laufen ziemlich viel bezerrigte Musterknaben in der christlichen Gewerkschaftsbewegung herum.“

Zum Oasenarbeiterstreik in Cottbus.

Trotz aller magistralen Schwärzerei scheinen die Leistungen der Arbeitwilligen doch nicht zu geringen. Nicht er doch alle Arbeiter, um die Reiben der Aufständigen in Cottbus zu ihren, Reben zu versuchen die Arbeiter, Beamte und sonstige Beamte ihr Glück, allerdings verpöcht, um Vertreter aus den Reihen der Streikenden zu finden. In den meisten Fällen werden die Herren das Wiederbeten verweigern, denn die Frauen der Streikenden haben in den meisten Fällen ihnen keine schmeichelnde Antwort erteilt. Die Politik geht in beständiger Mißbilligung gegen die Streikenden vor. Anzahl wurde der Angestellte des Staats- und Gemeinbedienstetenverbandes, Genosse Womn, unter dem Verdacht der „Meisterei“ verhaftet. Nur dem Umstände, daß selbst die arbeitswilligen Reigen erklärten, er sei nicht dabei gewesen verdankt er seine Freilassung. Eine Versammlung für die Frauen der Streikenden fand. Der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Das Meisterei hatten die Arbeiterinnen in Berlin und der Gaultier Strauß übernommen. Die Meisterei zeigten den anwesenden Frauen, daß es

Es ist recht sehr leicht, glücklich und ruhig zu sein, mit leichten Herzen und eingeschränktem Gaste. Niederrhein.

Pogrom.

Novelle nach dem Russischen von S. Hesse.

„Gural Gural Gural“

Wie eine dreifache Salbe erscholl dieser Ruf, Moses Lazarine, der Schneider von Kischinew, Pianbleiber, Beschler und auch Ochler, wenn sich gerade die Gelegenheit bot, schlief langsam die geschmolzenen Lider auf — nur so weit, daß er mit zuckelnden Augen sehen konnte, wie sein Helfershelfer Israel, der Steinbildner, mit ausgebreiteten Armen vom Nachbortisch herunterfiel.

„Bei Shov (Kaut die Juden!) heute die Menge, als Israel Wolff sich an dem Bruststein des Trottoirs den Schädel geschnitten.“

Von neuem der Entsetzen schauernd, wollte Moses Lazarine die Augen schließen, doch ein furchtsamer Schmerz ließ ihn tief und lange aufschreien — der alte Gesundheitsbeschwerer suchte sich, daß er nicht tot wäre. Im Strömen rann sein Blut auf den Fußboden des kleinen Raumes und er vermochte sich nicht zu bewegen — die Aufseher hatten ihn auf der lammernen Treppe festgenommen.

Durch die kleinen Fenster des Raumes gewahrte er einen roten Schein über Kischinew — der alte Schein einer Feuerbrunst. Es dümmerte hier. Von einem reisenden König geschickt, leitete ein Trupp rasender, stuhlfüßiger Menschen vorüber. Eine Karabinerplutze knatterte und gelinde Pfeife versetzten die Dämmerung.

„Stoi (halt!)“ rief eine Stimme. Dann erschollen nur noch kurze Kommandos, ein hartes Schlagen mit dem Hintertreffen und nach dem Popen mit der Bande der Schwarzen Hundert sah der Getreuzigte eine Eskadron Kavallerie vorüberziehen, der ein General mit der Zigarette im Munde vorantrieb.

Das Pogrom war zu Ende. Da sie meinte, es habe lange gedauert, wollte die Behörde endlich ein zu intervenieren, und barlose Dragoner erließen jetzt die Befehlsbefehle, die der Wodka, das Blutbad und die Vergewaltigungen in einen wilden Schlauig verpackt hatten.

Moses Lazarine ließ einen Geuzer der Erlichterung aus, doch seine Wunden ließen ihn wieder jämmerlich aufschreien. Meilen er war beruhigt, ja wirklich zufrieden, daß er dem Tode entgangen war, aber ihm lag es nicht an.

Er wendete den Kopf — in dem Augen lag ein Leidmann. Aber was kümmerte ihn das? Für dieses blutige, verfilzte Entwas fand er keine Tränen — ja er freute sich sogar. Denn dieser Leidmann — es war der eines fast blonden, dreißigjährigen Kindes mit der Stumpfnase der Kleinfürst, der mit aufgespitztem Mund nach unten — dieser Leidmann war das besternte Kind seiner Tochter Deborah, die ein betrübter Offizier in der Weißkammerdacht dergewaltigt hatte. Dies war kein Kind Israels, und der Alte vergaß ihren Augenblick seine fürchterlichen Qualen und lobte mit lauter Stimme den Herrn, der es so geübt hatte, daß die Soldaten den Sohn eines Mannes ihrer Fäule operierten und doch in ihrer Unwissenheit gläubten, einen Juden zu töten.

Der Gesundheitsbeschwerer wollte seine Tochter sehen. Doch regungslos festgehalten von den Nägeln, die ihm Hände und Füße durchbohrten, erblickte der Glende sie nicht sofort, doch da er den Kopf endlich zu neigen vermochte, entdeckte er sie.

Mit geschlossenen Augen lag sie vor ihm ausgeblühten Schran. Das lange, aufgeblöhte Haar umrahmte ihr Antlitz mit dem reinen Blüten. Ein wenig roter Scham schimmerte auf ihren Lippen und ihre dunklen Wimpern ließen geschließen.

Moses weinte leise, und Krämpfe durchzuckten seine Brust, während diesem Arme und Beine unempfindlich und eiskalt blieben — sie waren fest und hart geworden auf dieser Folterbank.

Doch sah sich der Vater einen Fremdenfremden aus — seine vergitterte Tochter war ja nicht tot!

Deborah atmete. Obgleich es immer dümmiger wurde, sah er doch deutlich wie ihre obere Brust das weiße Hemd treue, möglich hob, das bis zum Leibe zurückgeschlagen war.

Zahl kam eine Schär Antreiberin mit dem Besuche auf der Schulter durch die Straße. Einer der Soldaten drückte das Gesicht an das Fenster des Beschlers, der ängstlich darauf blickte, daß er sich nicht regte.

Die Soldaten gingen vorbei. In der Ferne erklangen die Klängen der Benecker, und aus Hundert Reihen erscholl es: „Christus wachet (Christus ist auferstanden!)“

„Dummköpfe!“ murrte die Getreuzigte, indem er einen Seitenblick auf das tote Kind warf.

Dann schloß die unendliche Stille der Ordnung und des Todes über Kischinew. Lazarine wartete noch. Er hatte mehr als ein Pogrom erlebt und mußte, daß sie alle so endeten und er nun für einige Zeit in Frieden atmen könnte, weil die wichtigsten Sorgen das Gemese für genügend hielten. Doch wenn man gefangen und auf seiner eigenen Treppe getreuzigt wurde und ein Kischinewer Jude ist, der gesungen wird, sich während der Nächte des Jahres dabei zu halten, so muß man erst lange, lange nachgedacht haben, um den Willen vertrauensvoll auf die Morgenröte der Hoffnung richten zu können. Fast bezuglich rief er:

„Deborah!“

Da sie nicht antwortete, wiederholte er mit jammernder Stimme:

„Deborah... Deborah... Deborah...“

Und Deborah wachte endlich auf und rief sich wie trunken die Augen — wie ein trübes Mädchen, das so lange geschlafen hat.

Als sie ihre Reaktionen ganz zu öffnen vermochte, sah sie den Schein des Brandes über der Stadt und gewahrte neben sich ihr gebornes Kind und den auf der Treppe getreuzigten Vater. Und als sie nun auch wieder an ihre eigenen Schmerzen dachte, die jedoch nicht so mahlos waren, braud Deborah in ein Heulen aus, wie eine misshandelte Kindin.

„Still, Angliständin, wenn die Schwarzen Hundert“ wiederkämen... Deborah, bist du verliebt? Steh auf, wenn du kannst. Sie haben mich festgenommen. Hilf meinem Vater!“

Deborah zog das Hemd über der Ärmel, und ohne zu antworten, richtete sie den linken Arm empor. Ein Schwert ließ

sich das Handgelenk gespalten und ein schwarzes Knienband angemalt, doch die Hände waren nach. Einmal so war sie auf, stredte die Kante an und schleppte sich wie ein Tier zu der Treppe, um hier vor Moses wieder in die Ärmel zu finden.

„Deborah, meine Tochter, hilf deinem Vater. Die Schwarzen Hundert“ haben ihn getreuzigt. Leidest du sehr?“

Sie schloß ihre durchnässte Hand um ihr Schickens unterdrückend, sammelte sie:

„Vater, meine Hand ist noch nicht ganz ab, aber deine Hände, Vater, deine armen Hände...“

Dann fügte sie hinzu:

„Ich liebe auch, denn sie haben mich so geschlagen!“

Moses Lazarine sah seine Tochter näher an, die das verformte Kind nicht zu sehen schien. Deborahs Hemd war von den Schultern bis zu den Knien aufgerissen, und blanke Streifen, die von den Riemen der Peitschen herriehrten, zogen sich über ihren weißen, marmorernen Körper.

„Mut, Deborah, der Herr wird sie richten. Freuen wir uns, denn schon ist das verfluchte Kind tot. Hilf deinem Vater, ich bitte dich.“

Kopf über verletzten Hand, mit der sie die Kante nicht mehr hoch heben konnte, machte sich das Mädchen bei dem trüben Licht daran, den Kreis zu betreten. Die Nägel waren tief in das Tannenhholz geschlagen und jeder vergebliche Versuch Deborahs ließ den Gefolterten qualvoll aufstöhnen.

„Deborah, unter dem Hofe findest du die Kneiflinge. Die Jange haben sie nicht gehoben, denn sie hat keinen Wert. Die Gelenke verketten nicht einmal das Siebelen. Auf der Treppe“

„Deborah, weißt du, was ich sagen will?“ Auf die Treppe haben sie mich festgenommen, die Salanten!“

Eine seltsame Freude rötete plötzlich das leichenhafte Gesicht, und Deborah verlor sich in bestürzten Worten und lächelte. Still und schweigend lächelte sie, und wie ein Mann zog sie mit der schweren Jange die langen Nägel mit runden Köpfe heraus, ohne sich an den Schmerz noch an das Stöhnen des Vaters zu kehren.

Kaum sah die Lazarine seine blutentleerten Hände befreit, als er sich mit einem wilden Geste aufschrie. Wie eine Wahnsinnige rief Deborah nun die Nägel aus Moses Füßen — mit solcher Wut, daß er fluchte und dann drohte:

„Weiß, Weiß, du machst mich tot!“

Jetzt, da er befreit war, rollte er von der Treppe herunter. Auf dem Bauche lag er nun neben dem Leichnam des Kindes.

Ohne daß ihr der Gedanke kam, ihm zu helfen, begann die Tochter mit großer Erbitterung die Platte der Treppe zu bearbeiten — mit peisendem Atem und fixen Augen arbeitete sie schneller als ein Handwerker.

Der Alte mußte allein aufstehen, und obgleich er erschöpft war und seine Bemühungen vergeblich blieben, suchte er eine Tischfläche und half Deborah, die immer noch schweigend leuchtete.

Unempfindlich für den größten Schmerz, sagte der Alte das Werkzeuge mit den durchbohrenden Händen und mißte sich ab, von Schweiß durchnäscht. Deimal fiel er in die rote Lache auf dem Fußboden, und dreimal mußte er wieder aufstehen, während sich sein abgegriffener Körper in trampelhaften Judungen wälzte.

Endlich gab die Platte einer letzten Anstreifung nach und brach krachend auseinander. Und bei dem Schreien des matten Häufes blühten Gelb- und Silberstrel vor ihren entzündeten Augen auf. Sie waren in Mollen oder lagen zerstreut durcheinander, wie die gelben, grünen, blauen, roten und weissen Scheine von einem bis tausend Rubin, neu und feinstenweid, die schmiebig und lumenabhängig, doch alle so wertvoll! Erst nun jankten sich Tochter und Vater einander in die Ärmel und lachten lachend, bis sie endlich weinten vor Freude — und auch, weil die Kräfte sie verließen.

Während er schlief Deborah die Hände vor das Antlitz und braud in so trampelhaften Schüchtern aus, daß Moses ein neues Unglück ahnte.

„Du Quindin,“ fluchte er, indem er auf den kleinen Leichnam zeigte, „was bringt dich denn so auf? Du beweinst nicht dieses Schicksal nicht, denke ich!“

„Vater,“ antwortete Deborah mit leiser Stimme, „ich habe dir noch nicht alles gesagt. Sie haben mich mit ihren Säbelen geschlagen, haben mich nach ausgepeitscht und mich auch geschändet! Und du weißt wohl, ich muß abermals gebären...“

Moses Lazarine rief einen entschlossenen Blick aus und hob die schwere Kneiflinge über das Haupt seiner Lieblingskinder. Doch schloß und verweigert, ließ er das schwere Werkzeug sinken. Während Deborah immer noch weinte, ließ der alte Jude den kleinen Loten mit dem Fuße und häßte:

„Warum die nur, warum?“

Und in seinem wirren Geiste ludte er einen Bibelzitat, der viele neue schmerzhafte Fügung des Herrn erklären könnte.

In schlimmen Händen.

Koman von Eriß Schallier.

Septimus aber war kein harmloser Folterter, sondern der einige Mensch, mit dem man in dem Schicksal wirklich leben konnte; er war der einzige, in dem alle den ebenbürtigen Ramebenen füllte, mit dem er eine echte Freundschaft unterhalten konnte. Er wurde ihm gleichgültig sein, wenn er sich in dieser Weise dem Leben anbot, wenn er sich noch der größte Schicksal bekommen. Septimus hatte sein Glas gegen den jungen Referendar Bepfall erhoben und hatte mit seltsam schmelzenen gerufen: „Auf unsere Dagmar, Herr Kollner“ — die Kollnerfamilie sollte auf die Dagmarpartei bezogen werden. Nun, die Herren hatten gefächelt, besonders als sich der Referendar mit so großer Begeisterung ins Glas gesetzt. Die Damen aber lagen da, als hätte sich ihnen der Wein noch nachträglich in Eßig verwandelt. In Agels Gedanken spielte Dagmar gewiß eine sehr warme und intime Rolle, aber man traut schließlich nicht Dagmar Engelbrechts Gesundheit, wenn man ihr der Tafel saß. Er hatte dann über die Tafel gerufen: „Es ist ganz recht, lieber Septimus, daß du dem jungen Herrn seine heilige Begeisterung für die Dagmar etwas zu Gemüte führst.“ Auf diese Worte hatte sich die Bemerkung wie ein ironischer Räffel ausgenommen und die Situation war überunden. Er hatte dann noch selber einige lauchliche Worte über die Dagmar-Begeisterung gemurmelt, hatte der Frau Vorküßler einige ausgereichte Wermutsmüßigkeiten gewinnigt, und so hatten sich auch die Damen der Damen wieder erhellt, und die Frau Vorküßler hatte sogar gestrahlt. Aber wie lange sollte er diese diplomatische Taktik noch wiederholen können? Man ging ja überhaupt nur mit, weil er die Führung übernahm und weil Septimus als Mensch

so viel Wirkung genob. Das höchste Kapital aber konnte bezweifelt werden, wenn es an dem in dieser Weise verwandelt würde. In der ersten Stunde hatte er sich nicht nach nichts zu fürchten. Septimus Liebe zur Heimat, der Umstand, daß er in diesem Landesteil so tiefe Wurzeln hatte, seine Luchtigkeit als Arzt, seine menschliche Güte, sein immer müder Carlasmus, seine Wohlthätigkeit gegen arme Patienten — das alles hatte die Compagnie für ihn so fest begründet, daß sie nie verloren gehen konnte. Er sollte aber, gellächelnd bekräftigt werden, wenn es so weiter ging, und Agel gönnte den verdammten Hund nicht, daß sie über einen Menschen wie Septimus die Nase rümpfen dürften. Neubewings hatte er sich, weiß Gott, der sogenannten Dagmarpartei anschließen und in trant mit dem Referendar in die Kassen, er sollte aber erst gefehen von der Unklarheit gekommen wäre. Natürlich, es war harmlos, war ein Ausfluß seiner farakünftigen Kame; er wollte sich freuen, wenn das junge Wolf ins Schwärmen geriet. Bei dieser Gelegenheit aber betrat er sich mitunter, daß er in dem Gefühl überhandnehmen mußte, in dem gerade das Kollnium lagte. Das war die Sache des jungen Referendar aber seine Sache war es durchaus nicht. Er trant zu viel, der alte Würfel. Das sogenannte „mediantische Quantum“, das er für sich selber festgelegt hatte, hatte ja im Grunde nie existiert; in den letzten Jahren aber war es im Grunde nie mit der neuen Partei gekommen. Er mußte auch selber über die Stunden haben, wenn er im Grunde von Menschen von seinem feinen Empfinden gar nicht anders sein. Und Agel nahm sich vor, mit dem alten Rebende einmal in aller Grundsätzlichkeit und Aufrichtigkeit zu reden. Mit diesem Entschluß verstand das Bild der feilschen Gellächelnd, verstand Septimus, und andere Gedanken tauchten empor.

Agel ging an den Wandbühnen, ließ sich zu einem Kognal setzen, machte sich langsam ein Glas an und nahm dann seine gewohnte Wanderung im Zimmer auf. Die Gellächelnd war nunmehr für ihn erledigt. Er dachte an das große Wadefeld, das gegründet werden sollte. Nach diesem ursprünglichen Plan sollte er die Grundstücke an sich bringen, in den Hamburgern deren das ironische Räbeln abzuwenden. Agel wollte ihnen sagen, daß er vorzuziehen auch noch in der Stadt vorhanden ist und für Grundstücke mit sich rechnen mußte. Das Gellächelnd selber bedeutete für ihn außerordentlich wenig oder gar nichts.

Als er sich nun die Lippe der Weiser verkräftigt hatte, fand er darauf zu seinem nicht geringen Erstaunen einen Mann vorbeizeln, der ihm in dieser Zeit besonders nahe lag — ein gewisser Kollner. Er mußte zwar, daß Agel mitten in seinem Gefühl etwas Wanderrücktritt betriebe, er hatte aber seine Ahnung, daß er ganz draußen an der Luft sein Feld befaß. Das Feld konnte für ihn unmöglich viel wert sein, um so größer war also die Gefahr, daß es ihm für einen Spottpreis abgenommen werden könnte. Er selber dachte leise an Augenblick daran, es zu kaufen. Wenn er mit Kollner zusammenkommen wollte, durfte er nicht ohne seine eigenen Anwesenheit nicht das geringste vorgefallen sein. Er schloß also unempfindlich den „Gehörn“ zu Agel und bat ihn, das Feld unter seinen Umständen zu verkaufen, ehe er mit ihm Niedertrache genommen habe. Auf diese Weise hatte er ihm einen Dienst erwiesen, der in der Zukunft von Bedeutung gewesen sein konnte. Er dachte, daß er die ganze Sache in die Hand gab. Ohne Anwesenheit Feld konnte an dieser Stelle überhaupt nicht begonnen werden, auch wenn man alle übrigen Felder an sich gebracht hätte.

Als er nun aber seinen Agenten vorfand, traf dieser auf seiner Lieberzeugung auf eine Gegenmeinung. Es waren bereits in aller Rücksicht andere Leute unterworfen, die sich für dieses Kollner interessierten; ein Unteroffizier hatte ihnen in den letzten Jahren recht genossen war, fand dahinter. Seine Gellächelnd-Verbindung mit Hamburg war ihm in diesem Punkte von Nutzen gewesen.

Es gab keinen Menschen, der Agel so in der Seele gutwies war, als dieser Unterhändler. Er war in seiner Art ein tüchtiger Gellächelndmann, losen er nämlich ein ganzes Kollner hatte, der sich immer so feilen und so feilen, wie die seine Gellächelnd waren. Er war der Hebel von reinem Wasser, ein Mensch, der den Besitz des Gelbes diskreditierte; ein unehrlicher, verführerischer, niedriger Mensch.

Als Agel nun unvermutet mit diesem Mann aufzufallen, war es ihm, als wäre er plötzlich in eine sehr unangenehme Gellächelnd geraten, und zum ersten Male leigte er sich die Frage vor, welches seine Gellächelnd überhaupt sein sollte. Die Gellächelnd, die er den Unterhändler hatte gezeichnet, konnte unmöglich auch für ihn ein Gellächelnd sein. Wie lagen die Dinge im Grunde. Er sah sein neues Unternehmen; er ließ einen Antellgenossen nicht spielen; er warf seine ganze Energie nicht hinein — das alles taten die anderen. Von dem Rand der anderen aber konnte ein Wissen abfallen, wenn man man einen Punkt der Gellächelnd nicht ausfüllen konnte. Wenn der Wissen in den Dred fallen sollte, durfte man sich wohlwärtiglich auch dabei nicht fürchten. Wer mit dem Unterhändler konfuzieren wollte, mußte von vornherein auf jede Detailfrage verzichten. Nein, das war kein Gellächelnd für ihn. Er hatte Kollner Anwesenheit geteilt, hatte für seine persönlichen Pläne eine Zukunftsmöglichkeit geschaffen und damit möglichst es genug sein. Die Hamburgern Herren waren überdies bei dem Unterhändler vortrefflich aufgehoben. Das Räbeln würde ihnen ganz von selber vergehen. Hinweg mit diesem Gellächelnd aus den Gedanken!

Agel war inellen ein viel zu alter Mann, um sich auf die Dauer bei dem Gellächelnd beruhen zu können. Nach dem letzten Jahren der fehlerhaften Tätigkeits waren für ihn ruhige und geordnete Zeiten gekommen. Er war nie müde gewesen, aber die einmal eingehaltenen Bahnen hatte er auch nicht verlassen. Nun stieg ein neues Unternehmen bevorand vor ihm auf. Ein neues schönes Ziel wollte ihm aus der Ferne. Er konnte wieder seine Kräfte zeigen, er konnte wieder den Weg der Erfolgsweg kennen lernen, er konnte kämpfen und siegen. Sollte er das alles den Hamburgern überlassen? Durch das Bündnis mit Agel hätte er die Sache in der Hand. Wenn Agel nicht fertig würde, mußte sich das Projekt der Hamburgern erledigen. Dann hielten die übrigen Felder auf ihren normalen Wert zurück und alles war in Ordnung. Feilschen mußte er dann Agel annehmen, wenn er nicht eintrat, wenn die Gellächelnd zu gründen gedachte, sonst würde dieser rebellische Mann die Hamburgern Stimmung im Interesse seiner Vaterland nicht bereiten wollen. War er aber unterrichtet, hielt er lieber zu ihm. Der Gedanke an diese neue Verbindung hatte Agel nicht verlassen. Sein geschickliches Mut war in die Bildung von Agel gekommen; er war die Ursache, daß er machte wieder in eine Sache hinein, die ihn in Anspruch nahm.

Wie er nun so in der Stille der Nacht im Zimmer auf und ab ging, kam ihm eine Befürchtung. Wenn Agel nicht wollte oder unüberfähre Ansprüche stellte? Agel konnte von der Herr der Unterhändler; das war ohne weiteres klar. Nun, dann mußte die Sache schimmelnfalls mit Agel zusammen gemacht werden. Und wie er diesen Gedanken nachsah und sich mit sich abgab, da er schließlich auch hat, daß er sich nicht um so viel gebannt Augen vor sich hin.

(Fortsetzung folgt)

